

## I. Kapitel.

### GROSSVATER UND ENKEL.

Die Savonarola waren in Padua zu Hause und führten ihren Stammbaum auf einen Anton Savonarola zurück, der um 1250 paduanischer Truppenführer war<sup>1</sup>. Die Stadtmauer, welche die Paduaner im 13. Jahrhundert gegen Ezzelin errichteten, hatte ein Savonarola-Tor, sei es, daß sich die Familie im Kampfe wider Ezzelin besonders ausgezeichnet hatte, sei es, daß sie in der Nähe ansässig war<sup>2</sup>. Sicher ist, daß sie später dem friedlichen Gewerbe der Wollweber oblag, in dem sie es mit der Zeit zu einem gewissen Wohlstande und Ansehen brachte. Der erste, der den Namen Savonarola weit über den paduanischen Stadtbezirk hinaus mit Glanz und Ehre bedeckte, war Michael Savonarola, um 1385 zu Padua als Sohn des der Wollweberzunft angehörigen Johann Savonarola geboren<sup>3</sup>. Nachdem er an der blühenden Universität seiner Vaterstadt das Doktorat der freien Künste und Medizin erworben hatte, wirkte er an ihr als Professor der Heilkunde lange Jahre mit bestem Erfolge<sup>4</sup>. Eine Menge junger Männer aus aller Herren Länder, namentlich auch aus Deutschland, saß damals zu seinen Füßen, unter ihnen Hermann Schedel, der Onkel des bekannten Nürnberger Humanisten Hartmann Schedel<sup>5</sup>. Sein medizinisches Hauptwerk, die „Practica maior“, ein Abriß des gesamten medizinischen Wissens der damaligen Zeit, war wie in Italien so im Auslande, besonders auch in Deutschland, beliebt und weit verbreitet<sup>6</sup>. Ebenso erfreuten sich seine medizinischen Spezialschriften weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus warmer Wertschätzung; so die „Canonica de febribus“, die „Summa de pulsibus“, der „Liber de balneis et thermis naturalibus omnibus Italiae sicque totius mundi“, das „Speculum phisionomiae“; die letzteren beiden Werke wurden von Theodor Gaza 1448 sogar ins Griechische übersetzt<sup>7</sup>. Wie als Gelehrter, so genoß Meister Michael als Praktiker die höchste Anerkennung, und so kam es, daß er vom Markgrafen Nikolaus III. von Ferrara zum Leib- und

<sup>1</sup> Schnitzer, Savonarola

Hofarzte ausersehen wurde. Es fiel ihm gewiß nicht leicht, in vorgerücktem Lebensalter ein reich gesegnetes Wirkungsfeld zu verlassen und aus dem Kreise seiner Verwandten, Berufsgenossen und Schüler zu scheiden. Aber die lockende Aussicht auf eine sichere Versorgung für sich und seine Angehörigen, wie sie ihm am Hofe der Este winkte, überwand alle Bedenken; denn schon von Nikolaus III. galt, was einem späteren Este nachgerühmt wurde, sein Stolz sei es gewesen, daß in Ferrara den Soldaten ihr Sold, den Professoren der Universität ihr Gehalt immer auf den Tag ausbezahlt wurde<sup>8</sup>. Unter dem 23. Juni 1440 ward er in den Listen der Universität Padua das letztemal aufgeführt; am 7. September desselben Jahres war er bereits in Ferrara und erhielt die Bestallung als Leibarzt des Markgrafen mit einem jährlichen Gehalte von 400 Golddukaten, wozu noch außerordentliche Zulagen an Geld und Getreide traten<sup>9</sup>. Auch an der von Nikolaus III. neubegründeten und auf jede Weise geförderten ferraresischen Hochschule, an welcher der berühmte und allverehrte Humanist Baptist Guarino aus Verona eine ungemein erfolgreiche Wirksamkeit entfaltete, war Meister Michael tätig<sup>10</sup>. Ein harter Schlag war es für ihn, daß Markgraf Nikolaus schon 1441 starb<sup>11</sup>. Zwar entzog ihm sein Sohn und Nachfolger Lionello die Gunst, die ihm sein Vater so reichlich zugewandt hatte, nicht, sondern verlieh ihm am 28. Januar 1443 in ehrenvollen Ausdrücken für seine Person wie für seine Nachkommen das ferraresische Bürgerrecht<sup>12</sup>. Aber es fehlt doch nicht an Anzeichen dafür, daß sich der Paduaner in seiner neuen Stellung und Umgebung nicht ganz behaglich fühlte. Am wenigsten befriedigte ihn seine Lehrtätigkeit an der Universität. So sehr die ferraresische Hochschule ihre paduanische Schwester unter Guarinos verständiger Leitung im Ruhme humanistischer Wissenschaft überstrahlte, so weit stand sie hinter ihr in den übrigen Fakultäten, besonders in der medizinischen, zurück, die sich noch in den kümmerlichsten Verhältnissen bewegte; schon nach wenigen Jahren gab daher Meister Michael seine Wirksamkeit an der ferraresischen Hochschule auf<sup>13</sup>. Aber auch an die schwüle Luft des Hoflebens vermochte er sich nicht zu gewöhnen. In Padua hatte es keinen Hof gegeben; und der Gelehrte war schon zu alt, seine ganze Geistesrichtung zu ernst und tief, als daß er an dem hohlen Getriebe wohldienerischer Höflinge Geschmack hätte finden können. Markgraf Lionello aber

war ein Mann der neuen Zeit, der, soweit er sich nicht in seinen Jagden und Wäldern verlor, durchaus im Banne des frisch aufleuchtenden Gestirns der humanistischen Studien und ihres begeisterten Apostels Guarino stand und für einen Mann vom altmodischen Schlage Michaels wenig Verständnis besaß. So sah er sich nicht bloß um einen anderen Leibarzt um, sondern nahm auch eine erhebliche Schmälerung am Gehalte Michaels vor<sup>14</sup>, und wenn er ihn auch nicht aus seinen Diensten entließ, so willfuhr er doch bereitwillig seiner Bitte, ihm mit Rücksicht auf sein zunehmendes Alter die nötige Muße zu schriftstellerischer Tätigkeit zu gewähren, indem er seinen ärztlichen Wirkungskreis am Hofe auf seine eigene wie auf die Person seines Bruders Borso und auf die Fälle beschränkte, in welchen er auf besonderen Wunsch des Herrschers gerufen würde<sup>15</sup>. Zugleich gewährte er ihm und seinen Nachkommen das Nutznießungsrecht eines Zehnten auf zehn Jahre — ein Pflästerchen auf die schmerzhafteste Wunde der jüngst verfügten Gehaltsverminderung. Unter solchen Umständen war es kein Wunder, wenn Meister Michael mit stiller Wehmut der paduanischen Heimat gedachte. Das Heimweh nach der Vaterstadt spricht aus jeder Zeile seiner 1446 verfaßten Schrift „Über die prächtigen Zierden der königlichen Stadt Padua“<sup>16</sup>. Mit überschwänglichen Worten pries er die Schönheit ihrer Lage, die große Zahl der hier in herrlichen Grabmälern beigesetzten Heiligen und bedeutenden Männer, die Menge schöner Kirchen und Klöster, den Ruhm der um sie verdienten Gelehrten und Künstler, und trug kein Bedenken, Padua für die schönste Stadt Italiens zu erklären, nur Rom und Venedig ausgenommen, nicht aber Florenz, das nur beim ersten Anblicke fessele. Vielleicht wäre Savonarola nach Padua wieder zurückgekehrt, hätte ihm nicht Borso, der 1450 seinem Bruder Lionello in der Herrschaft gefolgt war, verschiedene Beweise huldvoller Gesinnung gegeben. Borso, von Kaiser Friedrich III. zur herzoglichen Würde erhoben, ein prachtliebender, der humanistischen Bildung barer Fürst, der seine Gunst gerne an unwürdige Schmarotzer und feile Spaßmacher vergeudete<sup>17</sup>, war es wohl, der den Papst Nikolaus V. bewog, den greisen Gelehrten in den Ritterorden vom Heiligen Grabe aufzunehmen, indem er ihn zugleich von den Gelübden entband, die mit dem Eintritte in den Orden verbunden waren<sup>18</sup>. Trotz oder vielleicht infolge solcher

Gunstbezeugungen glaubte es der neue Ritter nicht unterlassen zu dürfen, seinen herzoglichen Wohltäter eindringlich auf die ersten Pflichten aufmerksam zu machen, die ihm sein Herrscherberuf auferlegte. Im Büchlein „Vom glücklichen Fortschritte des erlauchten Borso“<sup>19</sup> hielt er ihm eine Art Fürstenspiegel vor Augen und legte ihm gewissenhafte Sorge für strenge Rechtspflege ans Herz. Dem mutmaßlichen Thronfolger, dem unglücklichen Nikolaus, dem Sohne Lionellos, führte er in der Schrift „Vom wahren Staatswesen und würdigen weltlichen Kriegsdienste“<sup>20</sup> die Pflichten eines guten Herrschers eindringlich zu Gemüte. Er warnte ihn vor der Leidenschaft der Jagd, der sein Vater so sehr gehuldigt hatte und auch sein Oheim Borso ergeben war, mahnte ihn, in der Auswahl seiner Ratgeber und Höflinge, in der es Borso allzusehr fehlen ließ, möglichst behutsam zu sein, riet ihm eifrige Pflege der Wissenschaften an, in denen Borso Laie war, empfahl ihm die Sache der Armen, Witwen und Waisen und schärfte ihm besonders angelegentliche Sorge für die Ehrbarkeit des geistlichen Standes ein. In der Schrift „Von der Hochzeit des Schnabelwetzers mit der Mundsperrre“<sup>21</sup> beklagte er es aufs schmerzlichste, daß an seichte Windbeutel und Schwätzer nicht nur williges Gehör, sondern auch kostbare Gewänder, Pferde, hohe Geldsummen und liegende Güter verschwendet werden, wodurch der Beliebtheit des Fürsten kein geringer Abbruch geschehe. Der Herzog nahm ihm seine freimütige Aussprache nicht übel, sondern verlieh ihm, „dem Arzte süßer als Honig“, „dem Borne der medizinischen Wissenschaft“, ein Lehen, dessen Ertrag auf 4000 Dukaten veranschlagt wurde<sup>22</sup>.

Und wie den Fürsten, so redete Meister Michael den Welt- und Ordensgeistlichen wie den Gläubigen ins Gewissen. Im köstlichen Büchlein „Vom Preise Johannes des Täufers“<sup>23</sup>, das, unter Benützung der goldenen Legende des Jakob de Voragine verfaßt, von seinem einfältigen Kindesglauben ein rührendes Zeugnis ablegt, schilderte er mit lebhaften Farben die Gewissenhaftigkeit, mit der sich der kleine Johannes auf seinen erhabenen Beruf vorbereitet habe. Schon mit sieben Jahren sei er aus dem Vaterhause geschieden. Die Eltern seien darüber anfangs zwar sehr betrübt gewesen, freuten sich dann aber als gottesfürchtige Leute über den Entschluß ihres Sohnes, „wie es alle Eltern tun

sollten, wenn ihre Kinder ins Kloster gehen“. Wohl wissend, daß er einst dem Volke werde predigen müssen, habe Johannes mit der Buße bei sich selbst angefangen, denn dem Prediger ziemee es, sein Leben in Einklang mit seiner Predigt zu setzen, sonst finde er beim Volke nur wenig Anklang und mache sich nur lächerlich. An Johannes, der sich anfangs weigerte, Jesum zu taufen, sollten sich die Priester ein Beispiel nehmen, bei Spendung der heiligen Sakramente der Würde der heiligen Handlung eingedenk zu sein und sie nicht, wie sie es gewohnt seien, im Schmutze schwerer Sünden und Laster vorzunehmen. Die Ordensleute aber sollten sich viel gewissenhafter an ihre Regeln halten und bedenken, daß in Dingen, die von Gott eingesetzt sind, Päpste und deren Vertreter nichts Gegenteiliges verordnen können“. „Diessage ich“, fügte er bei, „für viele, die sich mit gewissen lockeren Ordenssatzungen entschuldigen, mit denen sie ganz einverstanden sind, nicht aber mit den strengen<sup>24</sup>.“ In der Schrift „Über die Heilung eines durch körperliche Krankheit verursachten Seelenleidens<sup>25</sup>“ empfahl er als wirksames Heilmittel geduldige Ergebung in Gottes heiligen Willen und Betrachtung des Leidens Christi. In dem Werkchen „Über die Buße<sup>26</sup>“ verbreitete er sich an der Hand der Beichtregeln des Franziskaners Jakob von der Mark († 1476) über die Wichtigkeit einer guten Beicht und über die Art und Weise, eine solche abzulegen. In seinem „Beichtbuche<sup>27</sup>“ endlich, das er 1461 den Mönchen der Certosa bei Ferrara widmete<sup>28</sup>, gab er eine Anleitung zu den Betrachtungen, die der Sünder vor der Beicht anzustellen habe, zur Gewissenserforschung, zum Sündenbekenntnisse der Büßer im allgemeinen und zu dem der Priester, das meistens nicht sei, wie es sein sollte, im besonderen. Das Beichtbuch war wohl seine letzte Schrift. Er starb hochbetagt um 1468<sup>29</sup> und wurde in der Kirche St. Maria in Vado zu Ferrara beigesetzt; als diese abgetragen wurde, wurden seine Gebeine in die Kirche St. Georg übertragen.

Michael Savonarola war, soweit wir ihn aus seinen Schriften beurteilen können, sicher kein großer Geist. Er zählte nicht zu den Bahnbrechern der medizinischen Wissenschaft. Er trottete gleich seinen zeitgenössischen Fachgenossen getreulich in den Fuß-

stapfen der großen griechischen und arabischen Lehrmeister Hippokrates, Aristoteles, Galen und Avicenna, wenn er auch kein blinder Nachbeter seiner Gewährsmänner war und in manchen Punkten eine etwas freiere Richtung einschlug<sup>30</sup>. Vom ärztlichen Berufe hegte er eine hohe Auffassung. Der Arzt bekleidete in seinen Augen eine Art priesterlichen Amtes und sollte daher über ein reifes Wissen, ein keusches Auge, eine schamhafte Zunge und einen reinen Sinn verfügen, ein eifriger Pfleger der Religion und Liebhaber der Menschen sein und namentlich den Armen gerne zu Hilfe eilen. Nur einen Mann, der sich ebenso durch Wissenschaft, Erfahrung und Geschicklichkeit, wie durch aufrichtige Gottesfurcht auszeichne, solle man sich, so riet er selbst<sup>31</sup>, zum Arzte auswählen. Und den Anforderungen, die er an andere stellte, entsprach er auch selbst. Blanca, eine Tochter des Markgrafen Nikolaus, die Gattin Galeottos von Mirandola, des Bruders des berühmten Philosophen, die in ihrer Jugend von ihm ärztlich behandelt worden war, teilte später ihren Kindern mit, Meister Michael sei „ein ungemein frommer“ Mann gewesen, der den Armen seine Hilfe unentgeltlich angedeihen zu lassen pflegte<sup>32</sup>. Seiner akademischen Würde als Meister der freien Künste eingedenk, bewahrte er den philosophischen Fragen und Studien zeitlebens seine Neigung und erwarb sich eine zu jener Zeit allerdings nicht ungewöhnliche Vielseitigkeit des Wissens, die sich über die beschränkte Fachgelehrsamkeit seines ärztlichen Berufes weit erhob. Er kannte Plato, soweit er damals durch lateinische Übersetzungen weiteren Kreisen zugänglich war; in den Schriften des Aristoteles aber war er schon von seinen medizinischen Studien her vollends beschlagen. Er war in Cicero und Seneca, in Virgil, Ovid, Terenz und Juvenal belesen und liebte es, seine Schriften mit Stellen aus den alten Klassikern auszus schmücken; auch Dante und Petrarca waren ihm nicht fremd. Gleichwohl war er kein Humanist. Nicht die gefällige Form und der blendende Stil, sondern die Sache, der Inhalt lag ihm am Herzen. So zog er denn die Bücher allen anderen vor, in welchen Gott selbst zu den Menschen sprach. Mit den biblischen Schriften war er in einer Weise vertraut, wie dies nur auf Grund einer langen, unausgesetzten Beschäftigung möglich war. Biblische Aussprüche führte er besonders in seinen religiösen und moralischen Abhandlungen bei jeder Gelegenheit an. Aber auch an den heiligen Vätern und Kirchen-

schriftstellern hatte er seine Freude. Auf sie berief er sich, wo er nur konnte, und nicht etwa nur die hellen Leuchten der ersten christlichen Jahrhunderte, ein Ps.-Dionysius, Ambrosius, Augustin, Hieronymus, Chrysostomus und Gregor der Große, waren die Gewährsmänner, auf die er baute, sondern auch die großen Lehrer des Mittelalters, namentlich der heilige Bernhard, aber auch die scholastischen, von den Humanisten so mißachteten Theologen, wie Peter der Lombarde, Albert der Große und ganz besonders der heilige Thomas von Aquin, galten ihm als unerschütterliche Säulen der Wahrheit. Seiner politischen Richtung nach war Meister Michael Welfe. Unter Anlehnung an die Schrift des großen Augustinertheologen Ägidius von Colonna († 1316) „De regimine principum“<sup>33</sup> bezeichnete er die Erbmonarchie als die den Völkern zuträglichste Regierungsform. Daß die staatliche Gewalt der kirchlichen, die kaiserliche der päpstlichen unterworfen sein müsse, hielt er für selbstverständlich, wie er sich auch den alten hildebrandinischen Grundsatz zu eigen machte, die päpstliche Würde könne nur einen Heiligen zum Träger haben, wozu sie daher ihren Inhaber mache, wenn er es nicht schon bei der Erhebung sei<sup>34</sup>. In der Wunderwelt der Bibel und der mittelalterlichen Heiligenlegenden herangewachsen, war er ein Mann kindlicher Leichtgläubigkeit, der Amuletten, Verhexungen und sonstigem Aberglauben größten Einfluß auf das körperliche Befinden einräumte und nicht daran zweifelte, daß einst der heilige Prosdocimus, der Schirmherr von Padua, angeblich ein Schüler des heiligen Petrus, die Stadt und Umgebung im Nu (ad nutum) bekehrt habe; daß sich die selige Nonne Helena, sobald dem Volke ein Unheil drohe, im Grabe umdrehe; und daß auch die übrigen in Padua beigesetzten Heiligen die Bevölkerung durch lautes Seufzen auf etwaige Gefahren aufmerksam machten<sup>35</sup>. Obwohl er bereits in die Zeit hereinragte, die mit Laurentius Valla die wissenschaftliche Kritik eröffnete, so stand er noch ohne Wanken mit beiden Füßen auf dem Boden der kirchlichen Überlieferung, als deren echter Sohn er sich in seiner ausgeprägten Vorliebe für religiöse und theologische Dinge bewährte. In den erbaulichen Schriften aus der letzten Zeit seines Lebens erscheint er nicht bloß als frommer Christ, sondern geradezu als strenger Büsser, und nicht den vielbeschäftigten Leibarzt eines genußfrohen Fürstenhofes der Renaissancezeit, sondern den weltentrückten Insassen

einer armen Klosterzelle meint der Leser im Verfasser dieser Abhandlungen vor sich zu haben, oder den unerschrockenen Bußprediger, der ohne Ansehen der Person, ob gelegen oder ungelegen, das herrschende Verderben schilt und den mächtigen Fürsten ebenso vor seinen Richterstuhl zieht wie den ärmsten Bettler, den Prälaten und Ordensmann nicht weniger als den einfachen Laien<sup>36</sup>. Ganz besonders fällt an ihm auf sein Eifer für die Reinheit des Welt- und Ordensklerus und sein Abscheu gegen die Hofluft; er ist von der Überzeugung getragen, „daß jeder, der Gott dienen will, das Hofleben fliehen muß, an dem man nicht ohne schwere Seelengefahr teilnehmen kann“; und „wie ein Wunder“ kommt es ihm vor, daß „die Völker einen gottlosen Herrscher ertragen“<sup>37</sup>.

Als Meister Michael 1440 nach Ferrara übersiedelte, hinterließ er in Padua drei Töchter, die bereits erwachsen und mit angesehenen Bürgern verheiratet waren<sup>38</sup>, während er seine fünf Söhne in die neue Heimat mitnahm, in der er der Stammvater eines neuen Zweiges der Familie Savonarola wurde<sup>39</sup>. Von diesen fünf Söhnen empfangen drei, nämlich Peter, Hieronymus und Ognibene, in Ferrara die niederen Weihen<sup>40</sup>; von ihrem fernerem Schicksal ist uns jedoch keine Kunde erhalten. Ein vierter Sohn, namens Johann, wird in einer Notariatsurkunde vom Jahre 1484 als „hervorragendster Arzt“ gerühmt<sup>41</sup>. Seinen Sohn Nikolaus aber vermählte der Gelehrte mit Helena de' Bonacossi, der Tochter einer vornehmen mantuanischen Familie und Verwandten des allerdings nicht sehr bedeutenden Malers Hektor de' Bonacossi<sup>42</sup>. Dieser Ehe entsprossen sieben Kinder: fünf Söhne, nämlich Ognibene, der Soldat wurde, Bartholomäus, der sich um das Hauswesen annahm, Hieronymus, der Dominikaner und berühmte Prediger, Markus, der eine Zeitlang Weltgeistlicher war und dann als Bruder Maurelio aus der Hand Hieronymus' das Ordenskleid empfing, und Albert, der sich gleich seinem Großvater und Onkel als ausgezeichnete Arzt einen Namen machte, und zwei Töchter, namens Klara und Beatrix, von welchen die letztere unverheiratet blieb, während erstere nach dem frühen Tode ihres Gatten zu ihrem Bruder Albert zog<sup>43</sup>. Hieronymus wurde am 21. September 1452 zu Ferrara geboren und am 4. Oktober von Franz de' Libanori, einem Rate des Herzogs Borso, aus der Taufe gehoben<sup>44</sup>. Wenn die Abstammung von braven Eltern zu den kostbarsten Schätzen gehört, die einem jungen Erdenbürger in die Wiege gelegt werden können,

so war der kleine Hieronymus reich begnadet. Sein Vater Nikolaus, über welchen die Nachrichten freilich sehr spärlich fließen, übte das Gewerbe eines Geldwechslers und Kaufmannes aus<sup>45</sup>. Die Mutter Helena war eine ausgezeichnete, tief religiöse Frau, die mit zärtlicher Liebe an ihren Kindern und besonders an ihrem Hieronymus hing<sup>46</sup>. Die Eltern lebten in jenen behaglichen, von großem Reichtum ebenso wie von drückender Armut entfernten Vermögensverhältnissen<sup>47</sup>, die allgemeiner Erfahrung gemäß den gedeihlichsten Boden für eine gute Kindererziehung abgeben. Auch über die Grundsätze, nach welchen sich diese im Hause Savonarola vollzog, sind wir wohl unterrichtet. In einer Schrift, die Meister Michael gegen Ende seines Lebens an die Frauen Ferraras richtete, verbreitete er sich „Über die Lebensweise der Schwangeren und der Neugeborenen bis zum siebenten Jahre<sup>48</sup>“, und fügte im letzten Abschnitte wertvolle Belehrungen über die Erziehung bei, welche die Mütter ihren Kindern angedeihen lassen sollen. Er ermahnte die Frauen, ja recht früh damit zu beginnen, da sich die Kleinen dann um so leichter an gute Sitten gewöhnten, was in der gegenwärtigen Zeit des Verfalls doppelt vonnöten sei. Hat das Kind mit zwei bis drei Jahren zu sprechen begonnen, so halte man es auch schon zu ehrbaren Worten und Handlungen an und sehe besonders darauf, daß es bei Nennung der heiligen Namen Jesus und Maria das Kniechen beuge. Man bringe ihm ferner das Vaterunser, Ave maria und Kreuzzeichen bei und führe es in die Kirche, um es an die Zeremonien zu gewöhnen. Ebenso nehme man es in die Predigt, in die Vesper und in andere Andachten mit und begleite es zu einem verständigen Beichtvater, auf daß es dieser ermahne. Besonders achte man darauf, daß es ehrbarer Zunge sei und nicht in die Gesellschaft lasterhafter und verdorbener Kameraden gerate. Nach dem Ave maria und Vaterunser soll es das Kredo erlernen, denn es ist die Grundlage unseres Glaubens, dem wir unser Heil danken. Über allen Tugenden aber steht die wahre Liebe, die der Mensch mit der Gottesliebe erwirbt. Ist das Kind fünf Jahre alt geworden, so vertraue man es, falls es die Verhältnisse gestatten, einem Erzieher an, der ihm den ersten Unterricht erteilen und es in den guten Sitten unterweisen soll. Die Sorge um einen wohlgesitteten Erzieher oder Lehrer muß den Eltern ganz besonders am Herzen liegen; sie sollten mehr auf das Kind als auf das Geld sehen, denn

wenn das Kind schlecht erzogen wird, den Huren nachläuft und den Glücksspielen frönt, so hat man mit ihm nur Verdruß und schließlich mehr Unkosten, als man für einen tüchtigen Lehrer zu entrichten gehabt hätte. Man wende bei der Erziehung hauptsächlich Lob und gute Worte an, allerdings auch Verweis, Tadel und Schläge, doch alles mit Maß und Ziel, und gönne dem Kinde auch Zeit zu unschuldigen Spielen. Das Gesagte gilt nun freilich nur für Eltern, die in der Lage sind, sich darnach zu richten. Aber auch arme Frauen sollen ihren Kindern eine tugendhafte Erziehung angedeihen lassen, eingedenk, daß es selbst Kinder aus niedrigstem Stande aus eigener Tüchtigkeit zu Reichtum und Ehren brachten und Doktoren, Ritter und große Kapitäne, ja Kardinäle und Päpste wurden. Sicher hatte der Gelehrte bei den Verhaltensmaßregeln, die er den ferraresischen Frauen ans Herz legte, vor allem seine Schwiegertochter im Auge; und ohne Zweifel sah er darauf, daß sie sich bei Erziehung ihrer Kinder, und so auch des kleinen Hieronymus, daranhielt. Wird uns doch ausdrücklich berichtet, Michael habe, solange er noch lebte, die Erziehung dieses seines Enkels überwacht<sup>49</sup>; und wenn dieser seinen Schöpfer später für die Wohltat pries, daß er in Verhältnissen habe aufwachsen dürfen, die es ihm erlaubten, schon als Kind die Predigt häufig zu hören und die heiligen Sakramente zu empfangen, so weist diese Angabe deutlich in die Richtung der vom Großvater aufgestellten Leitsätze. Da der Greis erst um 1468 starb, so stand Hieronymus während der ganzen Zeit seiner Kindheit bis zu seinem 16. Lebensjahre, also in dem für seine Charakterentwicklung und Geistesbildung entscheidenden Alter, unter dem Einflusse eines Mannes von so aufrichtiger Frömmigkeit und so ernster Lebensanschauung, wie dies Michael war, der in seinen moralischen und asketischen Schriften selbst noch über den Tod hinaus zu seinem Enkel sprach<sup>50</sup> und jenen Abscheu vor dem Verderben der Welt im allgemeinen und des Welt- und Ordensklerus im besonderen, jenen Widerwillen vor dem Hofleben, jene Begeisterung für die Heilige Schrift und die Kirchenväter, jene Vorliebe für den heiligen Thomas in ihm weckte und nährte, die seinen Liebling sein ganzes Leben hindurch erfüllten, wie sie ihn selbst zeitlebens beseelt hatten. Der Großvater lebte im Enkel fort, dessen geistiger Vater er war; er war es auch, der darauf drang, daß Hieronymus lateinischen Unterricht erhielt<sup>51</sup>, und bei der Hochschätzung, die er für Guarino,

das strahlende Gestirn der ferraresischen Hochschule, hegte<sup>52</sup>, ist nicht zu zweifeln, daß er den Knaben in seine Schule gab. Allerdings war Guarino schon 1460, neunzig Jahre alt, gestorben, so daß Hieronymus, damals erst acht Jahre alt, seinen persönlichen Unterricht kaum mehr genoß. Allein seine Schule ließ von ihrer bewährten Lehrmethode auch nach seinem Tode nicht ab, zumal sein Sohn Baptist 1466 an ihre Spitze trat und dafür sorgte, daß ihr alter Ruhm nicht verblich<sup>53</sup>. Gleich zahllosen jungen Leuten, die aus allen Teilen Italiens, aus Dalmatien, Illyrien, Deutschland, Ungarn, Böhmen, Polen, Frankreich und Britannien, aus Kreta, Rhodus und Zypern herbeiströmten, um sich von Guarino in die Herrlichkeit des klassischen Altertums einführen zu lassen, dankte auch der junge Savonarola der Schule Guarinos seine humanistische Vorbildung, so daß er Jahrzehnte später, als unwissender Schmäher der klassischen Studien verschrieen, mit berechtigter Genugtuung erklären konnte<sup>54</sup>: „Auch ich habe die Schulen der Dichter und der Versmaße unfruchtbare Wälder kennengelernt und der Zuchtrute die Hand hingehalten. Aber Gottes Liebe eröffnete mir die Augen, so daß ich die Wälder verließ, um die süßen Früchte der Obstkammer der Kirche zu kosten“. Umfassend und gründlich war freilich die humanistische Bildung, die sich Hieronymus aneignete, keineswegs; namentlich erstreckte sie sich nicht auf die griechische Sprache und Literatur<sup>55</sup>, obwohl ihm diese gerade in der Schule Guarinos leicht zugänglich gewesen wäre. Mit siebzehn Jahren sagte er (1469) den humanistischen Studien für immer Lebewohl<sup>56</sup>, um nun dem Wunsche des Vaters gemäß den freien Künsten zu obliegen, die nach dem Vorbilde des inzwischen verstorbenen Großvaters auch für ihn die Grundlage und Vorbereitung zum medizinischen Studium bilden sollten. Mit den glänzenden Geistesgaben, die ihn auszeichneten, mit seinem ernsten, gesetzten Wesen und eisernen Fleiße war er der Stolz der Familie, die ihn für den ärztlichen Beruf bestimmte und auf ihn all ihre Hoffnung setzte, fest überzeugt, daß er gleich dem Großvater hohen Ruhm und reichen Gewinn für sich und die Seinigen davontragen werde<sup>57</sup>. Angelockt vom Zauber der platonischen Darstellung stürzte er sich mit Feuereifer auf die platonischen Schriften, ohne sich auf die Länge von ihnen fesseln zu lassen<sup>58</sup>. Viel mehr fühlte er sich von Aristoteles angezogen, dem er wie ehemals der Großvater schon um seiner naturwissenschaftlichen Forschungen willen den Vorzug

gab. Aber auch dem Stagiriten gab er sich nicht blindlings gefangen. Er war nicht gleich anderen damit zufrieden, fremde Meinungen gedankenlos hinzunehmen. Schon als Knabe hatte er seinen Sinn auf die Wahrheit gerichtet und aller Falschheit ewigen Krieg geschworen. Zur letzten Wahrheit selbst vorzudringen, war sein emsigstes Streben<sup>59</sup>. Überall wollte er selbst prüfen und selbst entscheiden und sich nicht der Person und dem Namen, sondern nur dem Schwergewichte der stärkeren Gründe beugen. Er machte kein Hehl aus dem, was ihm an den Meistern, in deren Schule er sich begeben hatte, mißfiel<sup>60</sup>, und er schonte selbst Aristoteles nicht, ob schon er sich mit ihm so lange und eindringlich beschäftigte, daß ihm seine Aussprüche und Gedankengänge vollständig in Fleisch und Blut übergingen und zum unverlierbaren geistigen Besitze wurden. Was er auch an ihm vermißte, das war die Sicherheit in den letzten und höchsten Fragen der Menschheit, die Gewißheit über das, was ihr vor allem not tut, über ihr letztes Ziel und Ende, über Gott und Unsterblichkeit<sup>61</sup>. Um endgültige Auskunft über diese erhabensten Dinge wandte er sich, wieder nach dem Vorbilde des Großvaters, an den Mann, der als der gründlichste und geistvollste Kenner und Ausleger des Stagiriten gefeiert war und mit platonischem Tiefsinne und aristotelischem Scharfsinne die vom übernatürlichen Lichte der göttlichen Offenbarung erleuchtete Einsicht der kirchlichen Lehre verband, Thomas von Aquin. Mit seinen Augen las er die aristotelischen Schriften, an seiner Hand durchwandelte er die weiten Hallen der peripatetischen Philosophie, und da er seinen Schwinkel von vornherein auf den Standpunkt des Aquinaten eingestellt hatte, so fand er die stärkeren Gründe immer bei ihm. „Stets hatte ich“, gestand er später selbst, „eine besondere Vorliebe für ihn, und schon als ich noch in der Welt lebte, hegte ich Verehrung für ihn“<sup>62</sup>. Zeitlebens betrachtete er ihn als den Fürsten aller lateinischen Philosophen und Theologen<sup>62</sup>. An den Wortgefechten über philosophische Streitfragen, wie sie dem überlieferten Studienbetriebe gemäß an den Hochschulen stattfanden, beteiligte er sich mit bestem Erfolge; schon damals erregte er Aufsehen, man sagte ihm eine glänzende Zukunft voraus<sup>64</sup>. Mit der akademischen Würde eines Meisters der freien Künste und dem Ruhme ungewöhnlicher Gelehrsamkeit schloß er seine philosophischen Studien ab<sup>65</sup>, um sich nunmehr der Medizin zuzuwenden.

Wie für philosophische, so hegte er für naturwissenschaftliche Dinge von Jugend auf eine besondere Vorliebe<sup>66</sup>, wovon noch in seinen Predigten zahlreiche gelegentliche Bemerkungen Zeugnis ablegen. Wie seiner eigenen Erklärung gemäß jedermann seine Beispiele am liebsten seinem Gewerbe entlehnt<sup>67</sup>, so bediente er sich gerne der Vergleiche aus der medizinischen Wissenschaft und Wirksamkeit und sprach gerne und mit unverkennbarer Wärme von der Tätigkeit des Arztes, die er mit der eines Lehrers und Predigers, der idealsten, die er kannte, verglich. Mit medizinischen Fachausdrücken ließ er sich über den Verdauungsprozeß aus, über die Zeugung und die Bildung der Leibesfrucht, über den kranken Leib und das gesunde Herz, über die Zubereitung und Wirkung der Arzneien, über den Arzt und den Apotheker, über den Rhabarber und die Gewürze, die man zu gewissen Zwecken verwendete, und berief sich wiederholt auf die Regeln und Übung der ärztlichen Kunst<sup>68</sup>. Der Gedanke, die Welt zu verlassen und sich dem Ordensleben zu widmen, lag ihm damals noch fern; ja er schwor dies förmlich und versicherte tausendmal, niemals wolle er Mönch werden<sup>69</sup>. Er lernte das Lautenspiel und hatte an der toskanischen Dichtkunst seine Freude, in der er sich auch selbst versuchte<sup>70</sup>. Der berückende Wohllaut der Verse Petrarcas berauschte auch ihn; seine eigenen ersten Dichtungen standen sichtlich unter ihrem Einflusse<sup>71</sup>. Die weiche, träumerische Gemütsverfassung, die ihn eine Zeitlang beherrschte, hing wohl mit einem Ereignisse zusammen, das, hätte es den gewünschten Verlauf genommen, seinem ganzen Leben eine andere Richtung gewiesen hätte. Die Liebe war in sein junges Herz eingezogen. Sein väterliches Haus stieß an den Palast Strozzi, worin Angehörige des florentinischen Geschlechts dieses Namens, aus ihrer Vaterstadt verbannt, eine neue Heimat gefunden hatten. Robert Strozzi besaß eine natürliche Tochter Laodamia; sie hatte es dem jungen Mediziner angetan. Eitlem Liebesgetändel abhold, und schon als Jüngling gewohnt, alles ernst zu nehmen, richtete er eines Tages an das Mädchen die Frage, ob es geneigt wäre, ihm die Hand zum Lebensbunde zu reichen? „Wie, du bildest dir ein, das vornehme Blut und Geschlecht Strozzi lasse sich zu einer Verbindung mit dem Hause Savonarola herab?“, erwiderte sie hochmütig-dumm, uneingedenk der Schande ihrer ehebrecherischen Geburt. Da wallte in ihm das heiße Blut seiner soldatischen Ahnen auf, unwillig gab er zur Antwort: „Und du, dünkt es dich ziemlich, daß

das Haus Savonarola einem rechtmäßigen Sprossen einen Bankert wie dich zur Frau gebe?<sup>72</sup> Unbedeutend an sich, war der Auftritt ein Sinnbild der Zukunft. War es nicht, als verkörpere Laodamia die stolze Stadt ihrer Väter, die die warme Liebeswerbung des Ferraresen einst so schnöde zurückweisen sollte?

Der junge Hieronymus war eine zu tiefe Natur, als daß eine so schmerzliche Enttäuschung wirkungslos an ihm hätte abprallen können. Von der Welt abgestoßen, fühlte er sich desto mehr zum Himmlischen und Ewigen hingezogen. Die großen Fragen nach dem Sinne und Zwecke unseres Daseins, wie er sie beim Aquinaten aufgerollt sah, ließen ihm bei Tag und Nacht keine Ruhe mehr und drängten die medizinischen Gedanken weit in den Hintergrund. Höher als die leibliche Hülle der Nebenmenschen dünkte ihn ihr und sein Seelenheil. Auf einsamen Spaziergängen hing er der Betrachtung nach, wie töricht doch die Menschen meist handelten, indem sie sich so wenig um das Endziel ihres Lebens bekümmerten<sup>73</sup>. Las er schon viel eifriger als den Galen und Avicenna und die übrigen medizinischen Größen die aristotelischen Schriften und die thomistischen Auslegungen, so hatte er sein Herz vollends an das Buch verloren, das er, seitdem er es das erstemal in die Hand genommen, zeitlebens nicht mehr beiseitelegte, die Heilige Schrift. Der alte Bund, die rätselhaften Gestalten der Propheten waren es, die ihn mit geheimnisvoller Gewalt anzogen<sup>74</sup>. Die Einnrede, die ihm schon damals sogar von Personen frommen Wandels gemacht wurde, die Beschäftigung mit diesen Büchern lohne sich nicht, da ja alle diese Dinge längst erfüllt seien, vermochte ihn nicht irrezumachen<sup>75</sup>; ihm schien im Gegenteile, daß sie sich erst recht zu erfüllen begannen. Was die Propheten vom Abfalle des auserwählten Volkes zum Götzendienste sagten —, traf dies beim christlichen Volke des neuen Bundes nicht abermals zu? Empört rief er aus: „Was ist denn das für ein Leben? Sind wir Christen oder sind wir Heiden?“ „Ich sah viele“, erzählte er später<sup>76</sup>, „die Jupiter, Juno, Venus und Christus zugleich im Munde führten, und ich entsetzte mich.“

Und als eine Art modernen Heidentumes mußte ihm auch das ganze Leben und Treiben erscheinen, das am herzoglichen Hofe seiner Vaterstadt im Schwange war. Nicht als hätten die Este besonders schlimm gehaust. Obschon in Ferrara schrankenloser Despotismus ärger vielleicht als sonst irgendwo in Italien herrschte,

so gab es doch kaum einen Staat, wo die Herrscher bei ihren Untertanen beliebter gewesen wären<sup>77</sup>. Ferrara, damals von etwa 100 000 Einwohnern besiedelt<sup>78</sup>, war eine der glücklichsten, weil friedlichsten Städte der Halbinsel. Die Este vermieden es, wo sie nur konnten, sich in die Händel ihrer Nachbarn verwickeln zu lassen, und zogen es vor, die überlegenen Schiedsrichter zu spielen. Sie waren eifrige Anhänger der welfischen Politik. Ihre kirchliche Gesinnung gab sich gerne in den frommen Übungen kund, denen sie fleißig oblagen. Gotteslästerung galt als Staatsverbrechen und zugleich als gute Quelle zur Vermehrung der Staatseinkünfte, denen zwei Drittel der den Missetätern auferlegten Geldbuße zufließen, während der Angeber das letzte Drittel erhielt, so daß das Spitzel- und Angeberwesen in üppiger Blüte stand und zum einträglichen Geschäft wurde<sup>79</sup>. Die Wucherer wurden gleich den Juden verabscheut und von den Kindern auf den Straßen verfolgt<sup>80</sup>. Ein dunkler Fleck in der Regierung der Este war der harte Steuerdruck, der von ihnen gegen ihre Untertanen ausgeübt und von blutsaugerischen Finanzbeamten durch gewissenlose Ausbeutung ihrer weiten Befugnisse zuweilen bis ins Unerträgliche gesteigert wurde. Die Bevölkerung, dem Ackerbau und mancherlei Gewerben ergeben, von Hause aus gutmütig, sparsam und fleißig, haßte zwar diese „Leutefresser“ „mehr als den Teufel“, ertrug aber geduldig die schwersten Lasten und raffte sich nur im äußersten Falle, wenn es die Vampire gar zu bunt trieben, zu blutiger Selbsthilfe auf<sup>81</sup>. Aber zu einer offenen Auflehnung gegen das angestammte Fürstenhaus kam es nicht. Die düstere Zwingburg, die sich seit 1385 inmitten der Hauptstadt erhob, war ganz dazu angetan, jeden Gedanken der Bürger an eine Empörung schon im Keime zu ersticken. Greuel entsetzlicher Art hatten sich im Herrscherpalaste abgespielt. Mit Grausen erzählte man sich noch immer, wie Markgraf Albert seinen Neffen Obizzo samt dessen Mutter und zahlreichen Freunden hatte hinschlachten lassen (1388), wie Nikolaus III. in rasender Eifersucht seine Gattin Parisina und seinen Sohn Hugo dem Henkersbeile überantwortet hatte<sup>82</sup> (1425). Er selbst aber, der die wirkliche oder vermeintliche Untreue seiner Gemahlin so erbarmungslos ahndete, setzte sich ungescheut über alle Schranken bürgerlicher Ehrbarkeit hinweg und huldigte geschlechtlichen Ausschweifungen in unglaublichem Maße. Wird doch berichtet, die Zahl seiner Geliebten habe sich auf nicht weniger als achthundert belaufen, und nur die Zeit habe ihm

dazu gefehlt, das Tausend voll zu machen<sup>83</sup>. Allerdings trieben es seine Söhne, Lionello und Borso, unter welchem Hieronymus seine Jugend verlebte, entfernt nicht so arg wie ihr Vater. Aber es war die gemeinsame Art dieser Herrscher, daß sie, über alle Gesetze erhaben, wie Götter über den Sterblichen thronten. Als Äneas Silvius, der bald als Pius II. den Heiligen Stuhl besteigen sollte, 1445 nach Ferrara kam, fiel es ihm auf, daß die Einwohner den jungen Borso fast wie einen Gott anbeteten<sup>84</sup>; und als Borso 1471 beerdigt wurde, da war, wie der Chronist meldet<sup>85</sup>, dem ganzen Volke zu Mute, „als sei Gott selbst wiederum gestorben“. So konnte Hieronymus in seiner Auffassung, dieses ganze höfische Leben stelle eine Art neuen Heidentums dar, nur bestärkt werden, zumal da er selbst aus dem Munde eines im Hofdienste ergrauten Mannes das Geständnis vernahm, er habe ehemals seinen Fürsten wie einen Gott verehrt<sup>86</sup>. Mit Grauen betrachtete er den finsternen Palast, den Schauplatz so mancher furchtbaren Frevel; ein einziges Mal setzte er seinen Fuß in ihn, und er war nicht zu bewegen, ihn ein zweites Mal zu betreten<sup>87</sup>.

Was den Enkel Michaels mit der größten Besorgnis erfüllte, das war die betrübliche Wahrnehmung, daß sich der Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte selbst breitmachte. In den strengen Grundsätzen des Großvaters erzogen, ärgerte er sich schon mit sechzehn Jahren über das Verderben der Geistlichkeit<sup>88</sup>. Im höchsten Grade beunruhigte es ihn, daß die kirchlichen Würdenträger mit dem schlechten Beispiel der Verweltlichung vorangingen und sich in einer Weise benahmen, daß sie von weltlichen Herren nicht mehr zu unterscheiden waren<sup>89</sup>. Das Allertraurigste aber war, daß das Übel eben da, von wo seine Heilung hätte erfolgen sollen, am tiefsten saß und fraß, in Rom selbst. Zwar saß in Sixtus IV. ein Mann auf dem Heiligen Stuhl, der als ehemaliger Franziskanermonch der geborene Hort kirchlicher Armut und Reinheit schien. Aber gerade er trat die hehrsten Ideale des Heiligen von Assisi mit Füßen, indem er seine Neffen, die Franziskaner Peter Riario und Julian della Rovere, mit dem Purpur bekleidete und mit einer solchen Menge der reichsten Pfründen ausstattete, daß Peter, der Kardinal von S. Sixtus, über ein jährliches Einkommen von mehr als 2 400 000 Fr. verfügte<sup>90</sup>. Und selbst mit diesen für die damalige Zeit fabelhaften Bezügen reichte er bei weitem nicht aus. Sein Palast war mit ungeheurem Hausrat von Gold und Silber angefüllt,

seine zahlreiche Bedientenschar prangte in Scharlach und Seide. Statt das Kleid des heiligen Franz zu tragen, stolzierte er in seinem Hause in goldstrotzenden Gewändern einher. Teresa, seine Geliebte, war vom Scheitel bis zur Fußsohle mit echten Perlen übersät. In ganz schamloser Weise sprach er aller Sittlichkeit Hohn<sup>91</sup>. Als Eleonora von Aragon, die Tochter des Königs Ferrante von Neapel, im Sommer 1473 als Gemahlin des Herzogs Herkules I., der 1471 auf Borso gefolgt war, ihren Einzug in Ferrara hielt, da wußten die Ferraresen, die sie in Neapel abgeholt und auf ihrem Brautzuge in die neue Heimat geleitet hatten, nicht Wunderdinge genug von dem märchenhaften Empfange zu erzählen, den ihr der Kardinal Riario in Rom bereitet hatte. Das Festmahl, das er ihr zu Ehren am Pfingstmontage veranstaltete, erinnerte „durch seine geradezu wahnsinnige Verschwendung an die heidnisch-römische Kaiserzeit“<sup>92</sup>. Es währte sechs volle Stunden und war durch Darstellungen aus der heidnischen Mythologie verherrlicht. Da wurde der Triumph der Venus gefeiert, die auf einem Wagen von Schwänen gezogen wurde. Dann trat ein Jüngling auf, der auf Geheiß des Göttervaters herniedergestiegen zu sein erklärte, um den Gästen die frohe Botschaft zu verkünden, daß Jupiter selbst an ihrem Tische sitze. Antike Heroen führten einen Tanz mit ihren Geliebten auf, Bacchus sowie Andromeda erschienen — es war das nackte Heidentum, das hier seine Orgien feierte. Alles dies geschah unter den Augen des Papstes und wäre ohne seine Einwilligung nicht denkbar gewesen. Schon Eleonoras Ehe mit Herkules selbst mußte bei strenge denkenden Christen Anstoß erregen. Denn sie war nur unter Bruch eines früheren Eheversprechens möglich, das die Prinzessin mit dem Herzoge von Bari verband, ein Bruch, der durch päpstliche Dispens den Segen der Kirche erhielt<sup>93</sup>. Und auch Herkules konnte die Herrschaft über Ferrara erst übernehmen, nachdem er sich, wieder mit päpstlicher Zustimmung, über die Ansprüche hinweggesetzt hatte, die Nikolaus, der Sohn Lionellos, erhob, der von seinem Vater längst zur Nachfolge bestimmt war<sup>94</sup>. So erschien der Heilige Vater als der Mitschuldige an all den Freveln, die sich zum Ärgernisse der Christenheit zutrugen; ja er war selbst Gegenstand der entsetzlichsten Gerüchte, die ihn unnatürlicher Ausschweifungen bezichtigten<sup>95</sup>. Es mag dahingestellt bleiben, was an diesen Anklagen Wahres war; die Tatsache an sich schon, daß der Papst mit solchen schmutzigen Dingen in Verbin-

2 Schnitzer, Savonarola

dung gebracht werden konnte, mußte schwerstes Ärgernis erregen. Die Schmach der Kirche schien ihren Gipfel erreicht zu haben.

Der Anblick des ungeheuren Verderbens, von dem er sich allenthalben umringt sah<sup>96</sup>, zerriß dem ferraresischen Medizinstudenten das Herz und verfolgte ihn mit der unentrinnbaren Gewalt einer quälenden Zwangsvorstellung. In dem Sange „V o m R u i n e d e r W e l t“, den er 1472<sup>96a</sup>, zwanzigjährig, dichtete<sup>97</sup>, goß er sein bekümmertes Herz aus. Jede Tugend, jede ehrbare Sitte, klagte er, ist gänzlich erloschen. Der eine leugnet Gott überhaupt, der andere behauptet, er schlafe. In Ehren steht, wer Gottes Feind ist. Zu Boden liegt St. Peter, Wollust und Raub schießen üppig ins Kraut, so daß ich nicht begreife, daß der Himmel nicht einstürzt. Siehst Du, o Gott, den geilen, hochmütigen Tölpel nicht, der wie ein Strom die Bäche, so alle Laster in sich vereint? Sieh ihn an, jenen Knabenschänder und Kuppler, den Gaukler im Purpurgewande<sup>98</sup>, dem das Volk nachläuft und die blinde Welt huldigt! So sehr ist die Welt von Lastern aller Art bedrängt, daß sie sich aus eigener Kraft nicht mehr zu erheben vermag. Rom, ihr Haupt, ist zu Boden gestürzt, nie wird es seiner hohen Aufgabe je wieder gerecht. Doch du, o Sang, mit dieser Aufforderung schließt er, nimm dich in acht, daß dir nicht des Purpurs Farbe (d. h. das Martyrium) winke! Fliehe Palast und Loggia und vertraue dich nur wenigen an, denn der ganzen Welt wirst du verhaßt sein!

Zwar setzte Hieronymus seine medizinischen Studien die nächsten Jahre noch unverdrossen fort; aber er war nur mit halbem Herzen bei ihnen. Immer wieder schweiften seine Gedanken auf das Verderben der Christenheit ab, das er zu Beginn des Jahres 1475 in dem Gedichte „V o m R u i n e d e r K i r c h e“ besang<sup>99</sup>. In einer Fülle zum Teile sehr gekünstelter Vergleiche und Bilder<sup>100</sup> pries er hier die Kirche als die jungfräuliche Braut Christi und brach wieder in schmerzliche Klagen aus, daß sie, die einst in den Perlen und Diamanten der Heiligen, im strahlenden Glanze der Lehrer und Mystiker, im fleckenlosen Gewande der Jungfrauen prangte, nunmehr ihres Schmuckes so gänzlich bar sei. Auf die Frage aber, wer sie denn so übel zugerichtet, erhielt er von ihr den Bescheid: eine trügerische, hochmütige Buhlerin, und auf seine weitere Bemerkung, ob sich denn ihre Macht nicht brechen ließe, ward ihm die Weisung: menschliche Zunge vermag und darf da nichts, noch

frommt es, die Waffen zu zücken —, „du weine und schweige, das scheint mir das Beste“.

Wer sich in Gedanken quälte, wie sie in diesen Gedichten zum Ausdruck kamen, der bewegte sich nicht mehr auf dem Boden dieser Welt, sondern hatte den Bruch mit ihr innerlich bereits vollzogen und mußte ihn über kurz oder lang auch äußerlich vornehmen. „Nachdem ich mich“, so berichtete er später selbst<sup>101</sup>, „einige Zeitlang philosophischen Studien gewidmet hatte, begann ich im stillen bei mir selbst zu erwägen, wie wir uns allzeit um viel unnötiges Zeug abmühen, viele nützliche und nötige Dinge aber vernachlässigen. Da ich nun beherzigte, daß wir unaufhörlich ungestüm dem Tode zueilen, beschloß ich, alles andere hintanzusetzen, mir das Ende des Menschen vor Augen zu halten und mich aus allen meinen Kräften darauf vorzubereiten. Und obschon ich am Glauben nicht zweifelte, so fing ich doch, um mich in ihn zu vertiefen, die Gründe genauer zu erforschen an, mittels deren er sich erhärten und verteidigen läßt, und fand sie durch göttliche Eingebung so stark und zwingend, daß sie mir auch ohne übernatürliches Licht über jeden Zweifel erhaben schienen. Durch Gottes Eingebung begann ich nun, alle irdischen Dinge zu verachten. Eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande entbrannte in meinem Herzen, ich beschloß, mich meinem Herrn Jesus Christus gänzlich zu weihen. Im Bewußtsein, auf dem Acker des Herrn einen kostbaren Schatz gefunden zu haben, verkaufte ich alles, was ich besaß, und kaufte den Acker<sup>102</sup>.“ Wohl hatte er es tausendmal geschworen, ins Kloster zu gehen. Aber selten kennt der Mensch sein eigenes Herz, und schon die heftige Bestreitung dieses Gedankens verriet deutlich genug, welch' große Macht er über seine Seele besaß. Ein nächtlicher Traum gab den Ausschlag. Es war ihm, als ergieße sich eiskaltes Wasser über seinen Leib, so daß er erwachte, und nun unter dem frischen Eindrucke dieses Erlebnisses die Welt zu verlassen beschloß<sup>103</sup>. Eine Predigt, die er zu Faenza in der Kirche St. Augustin aus dem Munde eines Augustinermönches vernahm, vollendete alles. Damals fühlte er sich durch ein Wort getroffen, das ihm nach Jahren noch auf der Seele brannte und keine Ruhe mehr weder bei der Mahlzeit noch auf dem nächtlichen Lager ließ, bis er binnen Jahresfrist Mönch war<sup>104</sup>. Schwer genug fiel ihm der Abschied von dieser Welt, so sehr er sie verabscheute. Er hing mit heißer Liebe an seinen

Eltern und wußte, welch harten Schlag sein Eintritt ins Kloster für seinen Vater bedeutete, der so große Hoffnungen auf ihn setzte; er wußte nur zu gut, welch' bittere Tränen er seiner Mutter erpreßte. Aber, so hart ihn das Scheiden ankam —, es mußte sein. Überzeugt, in der Stimme des Predigers von Faenza den Ruf Gottes vernommen zu haben, der ihm gebot: „Ziehe aus aus deinem Lande, verlasse dein Haus und deine Heimat und alles, was dein ist“<sup>105</sup>, glaubte er Gott mehr gehorchen zu müssen als den Menschen und riß sich mit ungeheurem Willensentschluß von allem los, woran sein Herz hing. Das Beispiel des jugendlichen Johannes mochte ihm vor der Seele schweben<sup>105</sup>, von dem einst der Großvater so rührend geschrieben, daß er sich den Armen seiner Eltern entwunden und in die Einöde geflüchtet habe, um sich auf seinen Beruf vorzubereiten. Da er sich die Kraft nicht zutraute, den stürmischen Vorstellungen und Bitten, auf die er sich gefaßt machen mußte, wenn er seine Eltern in sein Vorhaben einweihte, zu widerstehen, so beschloß er heimliche Flucht. In den nächsten Tagen beging man das Fest des heiligen Georg, des Schutzpatrons des Domes, an dem sich das Volk in mancherlei Lustbarkeiten zu ergehen pflegte<sup>107</sup> und ein unbemerktes Entkommen am leichtesten bewerkstelligen ließ<sup>108</sup>. Am Abende zuvor klangen die Weisen, die Hieronymus seiner Laute entlockte, besonders schwermütig. Die Mutter erriet mit weiblichem Scharfblicke, was in ihm vorging. „Mein Sohn“, sprach sie zu ihm, „was du heute spielst, ist das Zeichen der Trennung.“ Er suchte sie lächelnd zu beruhigen; es gelang ihm wohl schlecht genug. Am anderen Morgen, 24. April 1475, verließ er das väterliche Haus<sup>109</sup>. In seinem Schreibpulte hinterließ er unter seinen Büchern ein Gedicht „Über die Verachtung der Welt“<sup>110</sup>, worin er die trügerischen Freuden dieser Welt besang und den Entschluß kundgab, ihr zu entsagen und Jesu zu folgen, der am Kreuze für ihn gestorben sei. In einem anderen, offenbar unmittelbar vor seiner Flucht verfaßten Gedichte „Nunmehr bin ich in dem Alter“<sup>111</sup>, sagte er allen seinen Lieben, da er sich mündlich nicht von ihnen verabschieden konnte, schriftlich Lebewohl. Wieder klagte er über die Falschheit und Lasterhaftigkeit der Welt und gab den Entschluß kund, seine Jahre mit Psalmengebet und Lautensang zuzubringen, schlimmen Wandel zu fliehen und Jungfräulichkeit zu beobachten. „Mein Vater“, rief er aus, „mein Lieb ist Jesus, meine Süßigkeit; meine Mutter und meine Rast die Jung-

hugend?

frau Maria. Schwestern werde ich im Kloster mehr als zuvor haben, und auch an einer Mutter wird es mir nicht gebrechen, und so werde ich mittels der göttlichen Gnade reinen Herzens leben. Leb' wohl, Vater! Lebt wohl, Eltern! Lebt wohl, Freunde und Bekannte! Lebt wohl, ihr irdischen Bräute alle! Lebet in Frieden und bleibet gesund! Ich ziehe mich zurück ins Haus meines Gottes, betet zum gütigen Jesus, er möge mir Beharrlichkeit verleihen!“ In seinem Schreibpulte fand sich auch ein Schriftstück in lateinischer Sprache von seiner Hand, das sich zunächst durchaus in den Gedankengängen des Gesanges „Vom Ruine der Welt“ bewegte, dann aber in einem sinnlosen Gestammel unzusammenhängender, hauptsächlich auf den Auszug aus Ägypten bezüglicher Stellen aus dem alten Bunde sich verlor und von der maßlosen Aufregung deutliche Kunde gab, in der sich der Verfasser befand<sup>112</sup>. Wenige Tage später erhielten die bekümmerten Eltern einen vom 25. April gefertigten Brief aus Bologna von der Hand ihres Sohnes, worin sie dieser in ihrem herben Schmerze zu trösten und über den Grund, der ihn zur Flucht aus der Heimat und aus der Welt bewogen habe, aufzuklären suchte<sup>113</sup>. Dieser Grund aber sei „das große Elend der Welt, die Ungerechtigkeiten der Menschen, die Unzuchtssünden, die Ehebrüche, die Räubereien, der Hochmut, der Götzendienst, die furchtbaren Gotteslästerungen“. Niemand sei mehr, der Gutes tue; weinend habe er darum mehrmals des Tages mit dem Dichter gesprochen: „Heu fuge crudeles terras, fuge littus avarum<sup>114</sup>“. Die große Bosheit der verblendeten Völker Italiens habe er nicht mehr mit anzusehen vermocht; das sei ihm eine ganz unerträgliche Qual gewesen. So habe er denn unaufhörlich mit größter Andacht zu Gott gefleht: „Tue mir kund den Weg, den ich wandeln soll, denn zu dir erhob ich meine Seele.“ (Ps. 142, 8.) „Hätte ich mich nun“, fährt er fort, „nicht einer groben Undankbarkeit schuldig gemacht, wenn ich der an mich ergangenen göttlichen Weisung keine Folge geleistet hätte? Nein, mein Jesus, lieber tausendmal den Tod, als eine Undankbarkeit gegen dich! So habt denn auch Ihr, liebster Vater, viel eher Grund, Jesu zu danken, als zu weinen, der Euren Sohn bis zu seinem 22. Lebensjahre so wohl erhielt und sich nun würdigte, ihn zu seinem Ritter zu schlagen. Erachtet Ihr es denn nicht für eine große Gnade, einen Ritter Christi zum Sohne zu haben? Wohl geht dies nicht ohne sinnlichen Schmerz ab; aber

in solchen Dingen darf man sich eben nicht von fleischlichen Rücksichten leiten lassen. Fiel es doch auch mir sehr schwer, mich von Euch zu trennen! Ihr dürft es mir glauben, in meinem ganzen Leben verursachte mir noch niemals etwas so herben Schmerz, als mein eigenes Blut zu verlassen und zu fremden Leuten zu gehen, um meinen Leib Christo zum Opfer zu bringen; aber da Gott mich nun ruft, so hätte ich es niemals gewagt, seiner Einladung zu widerstehen. Ihr jammert um mich, ich weiß es wohl, daß ich so heimlich von Euch fortging und gleichsam floh; wisset aber, der Abschied von Euch fiel mir so schwer, daß er mir das Herz zerrissen und mich in meinem Vorhaben wankend gemacht hätte. Darum, lieber Vater, beendet Eure Klagen! Mein Entschluß wäre unwiderruflich, selbst wenn ich (in der Welt) größer als Cäsar werden könnte. Die Tage des ersten frischen Schmerzens gehen bald vorüber, dann aber folgt Trost in dieser und herrlicher Lohn in der anderen Welt. Tröstet besonders meine Mutter und gebt mir beide Euren Segen!“

Der Brief war natürlich nicht imstande, die Tränen der Eltern zu stillen. Sie vermochten sich zur Höhe der Selbstüberwindung nicht aufzuschwingen, die der Großvater den Eltern Johannes des Täufers nachrühmte, indem er von ihnen schrieb, daß sie sich trotz anfänglicher Trauer über den Entschluß ihres Kindes schließlich freuten, „wie es alle Eltern tun sollten, wenn ihre Kinder ins Kloster gehen“. Als ihr Sohn erfuhr, daß sie noch immer klagten und weinten, machte er ihnen ob ihrer blinden Trauer in einem unwilligen Schreiben herbe Vorwürfe, da sie nunmehr durch ihren hartnäckigen Widerstand gegen seinen Beruf und sein ewiges Heil seine Todfeinde geworden seien, von welchen das Wort gelte: „Weichet von mir alle, die ihr Gottlosigkeit wirkt! Erröten sollen und zuschanden werden alle meine Feinde!“ (Ps. 6, 9 f.) Vielmehr sollten sie sich, da die Seele wertvoller sei als der Leib, darüber freuen, daß Gott ihn, der Arzt für den Leib werden wollte, zum Seelenarzte erkoren habe<sup>115</sup>. Auf das liebende Mutterherz freilich machten derlei mönchische Trostgründe keinen Eindruck. Noch jahrelang weinte Helena um ihren Sohn<sup>116</sup>. Dieser verharrete jedoch unbeugsam bei seinem Berufe, in der Hoffnung, sie werde sich mit der Zeit wieder beruhigen. „Meine Mutter“, sagte er später selbst<sup>117</sup>, „weinte etliche Jahre. Ich ließ sie weinen. Genug, daß sie nunmehr einsehen wird, wie unrecht sie hatte.“